

Jurg Schübiger:

Wo ist das Meer?

Da, wo Kolumbus Indien sucht,
wo die grossen Schiffe versinken,
wo einem, ohne zu blinzeln,
ein Fisch ins Auge schaut.
wo es aussieht wie auf dem Mond,
wo der Mond aussieht
wie das Ei der Nacht,
wo man sich fragt, ob man umkehren soll
oder nicht,
wo man nicht umkehrt,
weil es schauerhaft schön ist.

Anders jedoch

Ach, das meiste
ist doch hundsgewöhnlich.
Dieser Hund zum Beispiel,
oder dass die Vögel fliegen,
dass die Flüsse fliessen
und die Ufer bleiben.

Anderes jedoch
ist höchst erstaunlich.
Dieser Hund zum Beispiel,
oder dass die Vögel fliegen,
dass die Flüsse fliessen
und die Ufer bleiben.

Dass uns solche Dinge
durch die Köpfe gehn.

Wind und Wetter

Es regnet, es regnet,
mir ist ein Fisch begegnet,
es windet, es windet,
der nicht nach Hause findet.

Es schneit, es schneit,
der Christ baum steht bereit.

Es friert, es friert,
er ist noch nicht verziert.

Es dunkelt, es dunkelt,
ein kleines Flugzeug funkelt.
Es fliegt, es fliegt
und weiss, wo Oslo liegt.

Es taut, es taut,
das Wetter ist heut laut.
Es rauscht, es rauscht,
auch ich bin wie vertauscht.

Es luftet, es luftet,
die Wiese summt und duftet.
Es spriesst, es spriesst,
wer Schnupfen hat, der niest.

Es blitzt, es blitzt,
ein Sperling sinnt und sitzt.
Es tropft, es tropft,
sein Herz und meines klopft.

Darko Rabrenović: Der Balkanizer (részletek)

Partisanen-Deutsch

Einmal habe ich aus Versehen ein neues deutsches Wort erfunden. Per SMS fragte ich einen deutschen Freund: »Bist du telefonierbar?« Er verstand sofort, dass ich wissen wollte, ob er gerade sprechen kann, und war begeistert von der neuen Wortkreation. Offenbar sind auch die deutsche Sprache und ich im Laufe der Jahre so etwas wie gute Freunde geworden.

Als ich 1991 bei der Familie meiner Tante in Recklinghausen ankam, war daran überhaupt noch nicht zu denken... Wie wahrscheinlich viele Jugos fand auch ich Deutsch unheimlich hässlich. Und zwar – wie das bei Vorurteilen meistens so ist –, ohne dass ich bis dahin besonders oft Kontakt mit dieser Sprache gehabt hatte. Verantwortlich waren wohl die alten jugoslawischen Partisanen-Filme im Fernsehen, die wir als Kinder mit großen Augen verfolgt hatten. Dort hießen die Deutschen mit Vornamen »Hans« und mit Nachnamen »Schulz«. Und statt zu sprechen, schrie Hans Schulz Worte wie »Halt!«, »Schnell!« und »Achtung! Achtung!«. Das klang aggressiv und brutal – und alles andere als sexy. Kaum verwunderlich also, dass Deutsch vor meinem Zwangsexil die letzte Sprache war, die ich lernen wollte.

In Recklinghausen versuchte ich, meine Situation pragmatisch zu sehen. Ich lebte im Haus meiner Tante Sonja. Mit ihr sprach ich Serbisch, mit Onkel Helmut und Cousin Boris Englisch und mit Cousine Meret und Cousin David ein Gemisch aus Englisch und Deutsch. Da

mein Partisanen-Deutsch ziemlich begrenzt war, meldete ich mich bei der Volkshochschule an. »Deutsch – Grundstufe 1«. Zweimal wöchentlich. Der Deutschkurs war sogar in doppelter Hinsicht gut für mich, denn ich habe dort andere »Jugos in Deutschland« getroffen. Man könnte sogar sagen, meine deutsche Sozialisierung begann an der VHS Recklinghausen. Die Jugos stammten hauptsächlich aus Bosnien-Herzegowina und waren vor dem Krieg geflohen. Außerdem waren in dem Kurs noch eine Slowakin, die mit einem Engländer verheiratet war, ein Engländer, der mit einer Deutschen verheiratet war, sowie mehrere Polen und Türken. Natürlich kam ich am leichtesten mit den Jugos ins Gespräch. Bei manchen war es von Anfang an sehr entspannt, nach dem Motto »Hej, super, wir sind Landsleute«. Andere waren erst einmal vorsichtig, schließlich herrschte in unserer Heimat Krieg, und einige hatten wirklich Schlimmes erlebt. Wenn mich jemand fragte, woher ich käme, sagte ich: »Aus Belgrad.« Doch »aus Belgrad« kann alles heißen. Ich konnte genauso gut ein serbischer Nationalist oder Milošević-Fan sein wie jemand, der wegen Milošević das Land verlassen hat. Mit der Zeit wussten aber alle, dass meine Mutter Kroatin ist und ich in Zagreb geboren und sowieso alles andere als nationalistisch eingestellt war. Da die Jugos in meinem Kurs andere Jugos in Recklinghausen und Umgebung kannten, die wiederum welche kannten, trafen wir uns schon bald auch außerhalb des Unterrichts: meine erste kleine Jugo-Clique in Deutschland.

Nach drei Monaten stand fest, dass ich vorerst in Deutschland bleiben würde, und ich wechselte von der VHS Recklinghausen an die Uni Bochum. Mein Onkel Helmut, der dort Professor für Mathematik war, hatte herausgefunden, dass es beim AStA5 einen täglichen Intensivkurs Deutsch gab.

...

Marke mit Akzent

Jona, meine ehemalige Redakteurin beim WDR, veräppelte mich mit dem Vorwurf, ich gäbe mir nicht genug Mühe bei der Aussprache und sei schlicht und einfach zu faul (was durchaus sein könnte). Andere denken, es handele sich um ein Hörproblem (was ich nicht glaube). Für mich hat Sprache ganz viel mit Identität zu tun. Zu sagen »Das ist meine Muttersprache, und die ist mir wichtig« ist die einzige Instanz, die zählt. Alles andere – Flaggen, Wappen, Pässe oder Stammbäume, die besagen, dass man Serbe oder Kroat oder Deutscher ist – interessiert mich nicht. Ich habe sowohl einen serbischen als auch einen kroatischen Pass, und ich würde beide Pässe, ohne zu zögern, abgeben, wenn es dafür irgendeinen Grund gäbe. Ich hänge nicht an solchen Symbolen. Aber an der Sprache, an der hänge ich sehr! Nur in meiner Muttersprache fühle ich mich wie ein kompletter Mensch, der ausdrücken kann, was ihn bewegt.

Deshalb habe ich meine Muttersprache auch an meine Tochter Maja weitergegeben. Eine große Hilfe war natürlich Majas Mutter, meine Frau Borislava, die auch aus Ex-Jugoslawien stammt. Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass ich meine Tochter auch zweisprachig erzogen hätte, wenn meine Partnerin Deutsche gewesen wäre. Es ist mir einfach

sehr wichtig, dass ich mich mit Maja auch in meiner Muttersprache unterhalten kann. Gerade, wenn es um emotionale Dinge geht. Ich möchte, dass sie mich dann wirklich versteht. Denn ihr Papa wird nie in der Lage sein, seine Gefühle auf Deutsch so zu artikulieren wie auf Serbisch.

Wie man eine Sprache lernt, ist allerdings auch Einstellungssache. Als ich begann, Deutsch zu lernen, war ich schon 22 Jahre alt. Eine mehr oder weniger erwachsene, »fertige« Persönlichkeit. Ich wusste, dass ich sowieso nie Deutsch sprechen würde wie die Deutschen oder die Jugos, die hier geboren sind. Ich kenne jedoch andere Jugo-Flüchtlinge, die trotzdem versucht haben, deutscher zu sein als die Deutschen. Sie vermieden, das »R« zu rollen, und bemühten sich, den Klang der deutschen Sprache möglichst authentisch zu kopieren. In meinen Ohren hörte sich das aber nur gewollt und unecht an. Mit viel Disziplin hätte ich es wahrscheinlich auch schaffen können, meinen balkanesischen Akzent loszuwerden, aber dann hätte ich mich nicht mehr gefühlt wie Danko Rabrenović, der jetzt akzentfrei Deutsch spricht, sondern wie Danko Rabrenović, der auf Teufel komm raus probiert, Hans Schulz zu sein. So kam es manchmal zu paradoxen Erlebnissen. Als wir mit unserer Band Trovači neben serbischsprachigen Songs auch ein paar Stücke auf Deutsch aufgenommen hatten, kamen Leute auf mich zu, die sagten: »Den Song ›Gastarbeiter‹ finden wir ja gut, aber vielleicht hast du ein bisschen übertrieben mit dieser Balkan-Aussprache.« Einige Hörer meiner Sendung »Balkanizer« dachten sogar, der balkanesisch Akzent, mit dem ich moderiere, sei pure Imagepflege nach dem Motto: »Zu Hause und mit seinen Freunden redet er akzentfrei Deutsch, aber im Radio macht er uns den Jugo.« Nie hätte ich gedacht, dass mein Akzent jemals zu einer Art Markenzeichen werden könnte.

(...) Mit meiner Art zu sprechen werde ich natürlich niemals ein politisches Magazin bei WDR5 oder NDR Info moderieren. Aber in Funkhaus Europa, einem Multikulti-Sender, der »Global Pop« spielt und sowohl über das aktuelle Tagesgeschehen als auch über Neuigkeiten aus den Einwanderer-Communities berichtet, stoße ich auf offene Ohren.

Es hat lange gedauert, bis ich Deutsch auf höherem Niveau verstehen und sprechen konnte, doch – Akzent hin oder her – mittlerweile gibt es sogar sprachliche Sitten und Eigenheiten, die mir auf Deutsch besser gefallen als auf Serbisch. Zum Beispiel, dass man in Deutschland ab dem 15. oder 16. Lebensjahr gesiezt wird. Da bin ich aus meiner alten Heimat anderes gewöhnt: Als Teenager wirst du von jedem geduzt – vom Lehrer bis zum Nachbarn. Obwohl du selbst all diese Menschen siezen musst. Es würde als sehr unhöflich aufgefasst werden, wenn du zurückduzen würdest. In Deutschland bringt man den jungen Leuten mehr Respekt entgegen und sagt meistens »Sie«, auch wenn sie noch minderjährig sind. Das ungeschriebene Gesetz lautet: Sobald dich jemand duzt, darfst du ihn auch zurückduzen. Das gefällt mir. Auf dem Balkan werde ich selbst heute, als zweiundvierzigjähriger Sack, manchmal geduzt, und wenn das ein Kellner Postangestellter oder Taxifahrer macht, der mich nicht kennt, dann stört mich das einfach. (...)

Beate Rösler

Helenes Versprechen (regényrészlet)

Als Helene aufblickt, ist der Mond verblasst, die Wolken sind weitergezogen, nur noch einzelne, die so aussehen, als sei die Gischt bis an den Himmel gespritzt, kontrastieren sein Blau. Also behält der Kapitän mit seiner Prognose recht, und sie werden bei heiterem Wetter in New York einlaufen. Inzwischen ist ihr Kaffee kalt geworden, den letzten, bittersten Schluck kippt Helene ins Meer. Aus ihrer Jackentasche holt sie eine zerknitterte Zigarette und Zündhölzer hervor, die der Wind immer wieder auspustet. Schließlich gelingt es ihr, die Zigarette im Schutz ihrer Hand anzuzünden. Tief saugt sie das Nikotin in ihre Lungen, und als sie ausatmet, trägt der Wind den Rauch davon. Auch sie hat viel durchgemacht, ist ausgelaugt vom Leben als Verfolgte und vom Krieg, und hat gehofft, dass die Überquerung des Atlantiks ihr eine Verschnaufpause verschaffen würde. Dass die Erinnerungen und Zukunftsängste die Zeit auf See nutzen würden, um erneut hervorzuquellen, damit hat sie nicht gerechnet. Ist es Andrei ähnlich ergangen? Haben diese Gedanken das Pflänzchen Hoffnung erstickt, das er so dringend gebraucht hätte, um an einen Neuanfang zu glauben? Hat Andrei mit jeder zurückgelegten Seemeile stärker gespürt, dass sein Leid nicht mit dem Krieg endet oder dadurch erträglicher wird, dass er Deutschland verlässt? Hat er sich ein Leben ohne Aussicht, seine Liebsten je wiederzusehen, nicht vorstellen können? Was würde sie tun, wenn sie sich nicht sicher wäre, dass Moritz und Marlis gesund und munter ihrem Wiedersehen entgegenfiebern?

»Guten Morgen, Frau Bornstein. Wie wär's zur Feier des Tages mit einem Kaffee?«

Die Bassstimme Marek Kaminskis reißt Helene aus ihren traurigen Gedanken. Der schwächliche, alte Mann trägt wie immer seinen langen Mantel, der den Eindruck macht, als wäre er etliche Nummern zu groß. Dabei behauptet Marek Kaminski steif und fest, dass er Kleidung dieser Größe in früheren Zeiten locker ausgefüllt habe.

»Auschwitz hat mir jedes Gramm Fleisch vom Leibe gefressen und wie eine Hyäne an meinen Knochen, Sehnen und Muskeln gerissen«, sagte er, nachdem sie vertrauter miteinander geworden waren. »Nun ist nicht mehr viel von mir übrig.« Nur ein anderes Mal erwähnte er das Vernichtungslager, als er Helene von der Ermordung seiner Frau kurz vor Kriegsende erzählte. Seitdem spricht er nicht mehr davon, und Helene fragt auch nicht, schließlich will Marek Kaminski ebenfalls nicht von ihr wissen, was ihr widerfahren ist oder wie sie überlebt hat. Und das ist ihr nur recht. Anstatt im Sumpf ihrer Vergangenheit zu versinken, konzentriert sie sich lieber auf ihre Zukunft. Als sie sich gerade Marek Kaminski zuwenden will, stößt sie mit dem Ellenbogen ihren leeren Becher um, den sie auf einem Pfosten platziert hat, und der nun samt ihrer halb gerauchten Zigarette ins Meer plumpst.

»Oh nein«, ruft sie aus, »er war eine Erinnerung.«

»An Ihre Eltern?«

Helene schüttelt den Kopf.

»An eine Freundin.«

»Wie schade«, sagt Marek Kaminski mit seinem charmanten polnischen Akzent und reicht ihr einen seiner beiden Becher, aus dem wohlriechender Kaffeeduft dampft. Einen Moment lang ist Helene beschämt darüber, dass sie ihm nicht wenigstens an diesem letzten Tag mit einer Aufmerksamkeit zuvorgekommen ist.

»Vielen Dank.«

»Auf diesen denkwürdigen Tag.«

Sie stoßen an, als wären ihre Becher Sektgläser. Dabei versucht Marek Kaminski mit seiner anderen Hand den Hut festzuhalten, den der Seewind gerne davongetragen hätte.

Marek Kaminski fragt sie nach Moritz, und Helene beschreibt ihm, wie er aussieht, auch wenn sie es gar nicht genau wissen kann, denn das aktuelle Bild, das Marlis ihr in einem ihrer Briefe geschickt hat, ist aus der Ferne geknipst worden. Helene malt sich aus, wie Marlis ihr amerikanisches Haus eingerichtet hat und worüber sie sich beim Abendessen unterhalten werden. Vielleicht kann Moritz ihr helfen, besser Englisch zu lernen. Marek Kaminski erzählt von seinem Bruder, der bereits früh emigriert und in Amerika heimisch geworden ist. Er ist ihm dankbar dafür, dass er finanziell für ihn bürgt und sein Sohn ihn bei sich und seiner Familie aufnimmt. Ein Garten, in dem er Gemüse anbauen und Blumen pflanzen kann, ist Marek Kaminskis größter Traum. Aber ob das in einer Stadt wie New York überhaupt möglich ist?

»Hatten Sie früher mit Landwirtschaft zu tun?«, erkundigt sich Helene.

»Nein, in Krakau war ich Lehrer«, antwortet Marek Kaminski. »Mathematik und Sport.«

»Und wie haben Sie so gut Deutsch gelernt?«

Marek Kaminski zieht seinen Mantel aus und legt ihn auf eine der großen Kisten an Deck. Seine Hände sind knochig, seine Schultern gebeugt, tatsächlich scheint nur noch seine Stimme von dem kräftigen Mann zu zeugen, der er einst gewesen sein muss.

(...)